

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 24: e

Artikel: Lebendiges Volksgut
Autor: Rubi, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Klink geht Rösi bis zur Treppe und ruft: „So Herr Pfarrer, jetzt könnt Ihr kommen!“ Aber da kommt gerade die Frau Pfarrer treppauf.

„Ach, wie schön, Rösi, nein, so kann's einfach niemand wie du“, lobt sie. „Wie macht es eigentlich auch?“ — „Apah“, sagt Rösi wegwerfend, „nichts leichter als das. Warmes Wasser und Seife, das ist alles, kaltes Wasser und Durchzug kann man umsonst haben.“

Da hustet Rösi so trocken und tief, daß die Frau Pfarrer erschrickt: „Aber, Rösi, wie hast du einen wüsten Husten. Lust du nichts dagegen? Komm, ich mache dir einen heißen Tee und löse darin einen Löffel Honig auf, so etwas muß man nicht gehen lassen.“

Rösi trinkt. In ihr ist ein Unbehagen. Ein leises Frösteln läuft wieder über ihren Rücken, und da, die Stiche . . . Aber wie die Frau Pfarrer ihr den Lohn zahlt und sagt: „Da, Rösi, der Extrafranken ist für dich“, — durchzuckt sie ein freudiger Schreck.

„Dreihundertsechshundneunzig!“ . . . Sorgsam steckt sie das Geld ein. Mit einem schnellen, festen Händedruck dankt sie, ohne Worte, und geht. „Nur noch vier Franken! Nur noch vier Franken!“

Ihre Gedanken kreisen mit einem müden, verbohrtten Eingenissen um das eine. Es reißt an ihr, läßt sie nimmer los. Das jahrelang geübte, feste Zurückdämmen aller Wünsche versagt heute, das ganze Sichbescheiden ist erloschen.

Jetzt gilt's, denkt die Rosina, jetzt oder nie. — Da kommt ihr ein jäher Einfall. Blöcklich biegt sie vom Fußweglein ab in die Straße, die nach dem Dorf führt. Ihr gelbes, eingefunkenes Gesicht rötet sich. Zwei runde, rote Flecken brennen auf den knöchernen Wangen. Sie eilt vorwärts, wie gesagt,

Aber dann strafft sie den Rücken wieder und geht aufrecht. Da ist sie bei der Bäckerei. Im Schaufenster liegen Langbrote und Kleingebäck. Halt, Freitagabend, sinnt die Rosina und läutet. Zornig und scharf gelst die Glocke. Frau Lanz kommt aus der Backstube und fragt nach Rosinas Begehren. „Möchte gern mit dem Meister ein paar Worte reden.“ Frau Lanz schaut ein wenig verwundert die Frau an und sagt: „Wohl, wohl, warum nicht.“

Sie öffnet die Türe zur Backstube und ruft ihrem Mann. Raum, daß er unter die Türe tritt, bringt Rosina ihr Anliegen erregt vor: „Könntet Ihr mir für morgen zum Hausieren statt 12 Duzend Glacestengeli 20 Duzend machen und etwa 10 Sonntagsbrötli mehr?“ Der Bäcker staunt. „Aber, Rösi, bist nicht gescheidt! So viel verkaufst du im Dörfli nie, und festentut es am Sonntag doch nirgends.“ — „Das nicht, aber das Verkaufen ist doch wohl meine Sache, und“ — Rosina weist mit jähem Hand hinaus, — „vielleicht gibt es auch noch über das Dorf hinaus eine Seele, die dem Keller Rösi etwas abnimmt.“

Lanz überlegt. „Ja, wenn's denn sein muß. Wir können ja eine Nachtbäckerei machen. Ich muß ohnehin der Reber Marie noch etwas zurecht machen . . .“

Wie gestochen fährt Rosina auf. Mit bösen Augen schaut sie den Mann an. „So, — nimmt die Neue ihre Ware auch da? Ich hätte gedacht, man würde neben der alten Kundin keine neue und dazu noch die Reber Marie einstellen. Aber so geht's, wenn man alt und schitter wird . . .“ Rösis Kopf zittert. Ein würgendes Schluchzen krampft ihren Hals zusammen. Aber sie ringt es nieder. Stolz und Trotz stehen wieder auf. Die dürre Hand fährt über die brennenden Augen.

Fortsetzung folgt.

Lebendiges Volksgut

Von Chr. Rubi, Bern *)

Wir wenden heute wieder mehr, als lange Zeit daher, unsere Blicke von der Stadt weg nach dem Lande, dem Leben des Landmannes und der ehemaligen Bauernkultur. Wir möchten unser Leben einfacher, ruhiger, edler gestalten. Aber wem es bewußt wird, wie sehr in den zwei, drei Jahrzehnten vor dem Kriege und auch noch seither Maschine, Industrie und ein leichter Materialismus in unser Land eine beängstigende Geschmacksverirrung brachte, dem wird es fast bange um die Zukunft seines Volkes. Denn gleich einer Hobelmaschine fuhr eine artlose Allernweltkultur von der Stadt aus über unsere heimatischen Gänge und schickte sich an, die ehemals so eigenartige Kultur des Landmannes zum Verschwinden zu bringen.

Solchen Einflüssen kann nur entgegenarbeiten, wer sich klar wird, auf welchem Wege wir uns heute befinden, wo man einst stand und wohin man gelangen möchte.

Große Teile unserer Jugend und unserer Volksgenossen sind heute dem kraftspendenden Landleben gänzlich entfremdet. Nicht nur, daß der Städter kaum mehr eine Ahnung hat von des Landmanns Tun und Treiben, vom Bauern, der da sät und erntet und der Natur so demütig nahe ist, mit dem die menschliche Kultur ihren Anfang genommen hat und der seither im Grunde immer derselbe geblieben ist. Nein, auch der Bewohner des Industriedorfes und des Marktfleckens steht heute diesem ältesten, ehrwürdigsten Stande gänzlich fern, weiß nicht um die so abwechslungsreichen, Geist und Körper bildenden Hantierungen auf Feld und Acker, in Hans und Scheune, kennt ihn nicht, den trauten Feierabend auf dem Ruhebänklein unterm hülsen Bauernstache, den gemüthlichen Hoß bei gemeinsamem

Liede am Regensonntage oder Winterabend in heimeliger Stube. Ja selbst auf dem Lande ist eine Hast und Unruhe eingelehrt, die jeglicher Besinnung wehren. Wie oft muß doch auf gewissen Bauernhöfen am Abend mit Grafen und Abwaschen geeilt werden, damit man rechtzeitig zur Gesangsprobe, Vorstandsitzung, Hauptversammlung und dergleichen Vereinsanlässe komme. Schreiende Radios und unzählige Tageszeitungen führen die einzelnen Familienglieder vonstatt zueinander. Und das Herumliegen der vielen Warenhauskataloge beweist, daß das Bauernhaus nur zu häufig Domäne einer Industrie ist, die ihre stillen Produkte sowohl bei uns, als auch beim Chinesen und Zulusaffer an den Mann zu bringen versucht.

Ein Gang durchs Dorf läßt einen innerwerden, daß auch hier die jüngste Vergangenheit verheerend gewirkt hat. Ohne richtige Gliederung und stilllos sind Hausfassaden oder ganze Gebäude zwischen die guten Bauwerke vergangener Zeiten hingestellt. Während diese sich in ihre Umgebung einfügen, als hätte sie der Herrgott am zweiten Tage seiner Schöpfungswoche mit samt den Hügeln, Wäldern und Tälern ringsum der Mutter Erde zur Zierde ans Sonnenlicht gestellt, machen sich jene so unangenehm auffällig, daß man geärgert das Auge von ihnen wenden muß.

Dieser richtungslose Zustand im Bauen, im Handwerk und Gewerbe des Landes ist nicht von ungefähr eingetreten. Wir wissen, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Volks- und bauerntümliche Leben eine Stockung und schließlich in vielem ein Ende erfahren hat. Es kam dann jene Zeit, da die Altertumshändler von der Stadt aus das Land durchkreuzten und

Bergl. dazu die Bildseiten 654 u. 655.

dem Bauernhause entzogen, was dort ehemals als hochgeschätztes Familiengut in Ehren gehalten worden. Und der Bauer erkannte nicht, wie gering man ihn eigentlich achtete, wenn er um wenig Geld verschachtelte, was er von seinen Vätern ererbt.

Wie ist das so gekommen?

Bis ins 19. Jahrhundert hinein führte der Landwirt ein ganzliches Eigenleben. Er kam selten über den Marken der Kirchhöfe hinaus, Feld, Garten und Stall boten ihm, was er zu seinem Lebensunterhalt benötigte. Wohl entging er selten der Gefahr, engstirnig, eigenbrödlisch und gegen alles Neue und Fremde mißtrauisch zu sein. Aber die Familie blieb ein Ganzes, wurde nicht von außenher auseinandergerissen. „Wir waren unser sieben Kinder“, erzählte jüngst eine greise Frau, „winterszeits stellten uns die Eltern Abend für Abend das Salzfaß mitten in die Stube, pflanzten einen Leuatötagel darauf und ließen uns alle rings um diesen spärlichen Lichtspender mit unsern Spinnrädern Platz nehmen. Dann spannen wir unter Singen und Geschichtenerzählen gewöhnlich bis zehn, elf Uhr.“ So oder ähnlich mochte es damals in den meisten Bauernhäusern noch zu- und hergegangen sein. Man saß auch beieinander am Sonntag, wenn das Wetter unfreundlich war. Die Eltern wußten von ihren Vätern, Groß- und Urgroßvätern gar vieles zu erzählen, ihre Erfahrungen gingen so auf Kinder und Kindeskiner über. Dazu kam, daß Stube, Gaden und Küche mit ihren Einrichtungen oft von Generation auf Generation kam, ohne nennenswert verändert zu werden. An die Möbelstücke bestete sich so ein gut Stück Ueberlieferung, man wußte um ihr Herkommen und ihren Wert, man ehrte sie, weil sie die Vorfahren einst angeschafft hatten, sei es auf ihren Hochzeitstag hin, sei es kurz vor ihrem Ableben oder zur Geburt eines Kindes. Man wußte auch etwa, wer das Stück gefertigt hatte und Schreiner und Maler wußten, wem sie es schufen. Deshalb erhielt damals aller Hausrat ein höchst persönliches Gepräge, an ihn knüpfte sich ein gefühlsbetontes, geheiligtes Stück Familiengeschichte.

Die letzten fünfzig Jahre haben diesen Zustand von Grund auf verändert. Die Postkutsche wich der Eisenbahn, der gemütliche Dorset der politischen Zeitung und dem Vereinsleben, das Gebets- und Andachtsbuch der Rentabilitätsberechnung. Die Schulen priesen dem heranwachsenden Kinde die Fortschritte der modernen Technik und neuzeitlich mußte der Boden bebaut werden, wollte der Bauer sein Auskommen finden. Die Vorräte in Speicher und Keller wurden aufgehoben und an ihre Stelle traten die Warenlager der Krämer und Handlungen. So wurde das ganze Sinnen und Trachten der Bauernfamilie einseitig auf den Gelderwerb hingelenkt. Und das leider auf Kosten des sinnigen, gemütvollen Daseins. Das Heim verlor an Wert, dem jungen Menschen bedeutete es nicht mehr das, was es einst seinen Eltern bedeutet hatte, denn die heimeligen Stunden am Familientische, beim Spinnen inmitten der bemalten Truben und Bufferts, beim Schnitzkrüsten, in der Atmosphäre der Sagen- und Gespenstergeschichten hatte es nicht mehr gelebt. Dafür winkte ihm und seinem nun aufgeschlossenen Geiste die Stadt mit ihrem Geflimmer, ihrem schwülen und doch wieder so unbeschwerten Wesen. Es legte die Landflucht ein. Und wer der Scholle treu blieb, zu dem kam die Stadt heraus: die Kleider wurden städtisch, die Vieder kamen aus der Stadt, der „gute“ Geschmack kam aus der Stadt, die Möbel kamen aus der Stadt, die Stadt drohte das Land zu verschlingen. Die Stadt selber aber war ja von einer beispiellosen Hasterei erfaßt worden, die Maschine hatte auch hier eine Umwertung vieler Werte bewirkt.

Heute möchte man sich von diesem Zustande allenthalben wieder lösen. Man sucht Anschluß an Dinge, die eigenwüchsig, bodenständig und persönlich sind. Dadurch rückt die ehemals blühende Volkskunst wieder ins Blickfeld der Gegenwart und man glaubt, aus ihren Erzeugnissen reiche Anregung fürs Handwerk und Gewerbe zu gewinnen, weil sie durch ihre fast zeitlose Art so stark und vorbildlich zu wirken vermögen. Und überdies, ein Volk ohne Kunst, ohne Gemüt, ist ein armes Volk, und sollte es im Golde schwimmen.

Der Berner Bauernhof, sei es im Emmental, Seeland, Oberland, Jura, Oberaargau oder Mittelland, bietet an Volkskunst ungeahnte Schätze, die für die Zukunft nutzbar gemacht werden müssen.

Es ist nun einmal so, die Handwerker des 17., 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten ein Form- und Liniengefühl, das unserer Generation abhanden gekommen ist. An jedem einfachen Gebrauchsgegenstand tut sich das kund. Betrachte man etwa das Profil eines gedrechselten Tischbeines, Abb. 13, wie solche in den Dezenien vom 18. zum 19. Jahrhundert gemacht wurden, oder die Speichen eines Spinnrades, einen Runkelstuhl, einen Leuatötagelstock und ähnliche solche Gegenstände. Sie alle sind im besten Sinne gefällig und vor allem materialgerecht. Es reizt einen direkt, sie mit dem Stifte nachzubilden. Und immer wieder wird man der Tatsache inne, daß in diesen vollstümlichen Formen Werte stecken, die allgemein gültig sind, die außerordentlich erzieherisch wirken können, dank ihrer Einfachheit, dank ihrer Herkunft aus dem Volke.

Dieses Formungsvermögen offenbart sich allenthalben an den Handwerksprodukten aus der guten Zeit. An den Stabellen, den Ausschnitten und Füllungen der Truben, Schränke und Bufferts, an der Geschirrbank in Stube und Küche und vor allem an den Außenverzierungen der Holzbauten, Abb. 2. Es sind da Schönheiten vorhanden in unserem Bernerlande, die sich nicht breit machen vor aller Welt, die gesucht sein wollen. Ich denke vor allem an die Konsolen, Abb. 4, Pfetten, Büge und dann an die hervorstechendsten, die Laubenausschnitte an Haus und Speicher, Abb. 5.

Nachdem um die Mitte des 19. Jahrhunderts der „Schweizerstil“ in die Mode kam und man in der halben Welt seine Einzelheiten und Zierformen in buntem Wirrwarr an allen möglichen und unmöglichen Stellen anwandte, da war es um unser gutes, einfaches Laubornament geschehen. Es wurde in der Fremde zu einem komplizierten Rümmergebilde gezüchtet und kehrte dann als solches in seine Heimat zurück.

Erfreulich ist, daß es auch heute noch hie und da Handwerker gibt, die den Sinn fürs Schmücken und Verzieren nicht verloren haben. Als unser drei Kollegen leghin auf einem Sonntagsausflug in den Dürrgraben in der Nähe von Simon Gfellers Zugut in das Haus eines Amateurzimmermanns einkehrten, da trafen wir in Stube und Werkstatt eine Menge gefälliger Holzarbeiten. Durch Punzen und Kerben hatten selbst die Töffelriegeln, der Apfelkrüster, der Hobel und die Meißel- und Feilengriffe ein schönes Aussehen bekommen. „Ja, nid wahr“, antwortete der einfache Mann auf unsere anerkennenden Ausrufe, „e so nes gwöhnlichs Fiehlehefti tät der Dienst grad prezis gluch, aber we men ihm e chlei e gselligi Form git, so het ds Dug o öppis. Und es düecht mi, e Handwärker, wo subere Wärdzüg het, mach o die gselliger Arbeit.“

Solche Vorkommnisse überzeugen einen immer wieder, daß auch im heutigen Volke die Sehnsucht nach dem Gesek des Schönen liegt. Das sieht man vor allem auch, wenn einem Mitmenschen nach ein paar hinweisenden Worten sich die Schönheit einer bemalten Truhe oder eines Schrankes kundtut. Wie da auch dem wortkargsten Bauern der Mund aufgeht, wie da das abgehärmte Mütterchen einen Glanz in die Augen bekommt! Die großartige dekorative Bauernmalerei des 18. Jahrhunderts Abb. 10, ist uns erstorben, die Freude und Begeisterung dafür wartet auf ein helles Aufblühen. Und auf Freude folgen Wille und Weg. Hat nicht die griechisch-römische Kunst in der Renaissance und im Klassizismus zweimal ihre Auferstehung gefeiert? Warum sollten wir im Kanton Bern nicht, die wir in jeder Gemeinde Zeugen dekorativer Malerei aus bester Zeit besitzen, darauf zurück greifen, sie zu Ehren ziehen, studieren, zu Neuem verwenden? Wir können sicher sein, unsere Handwerker werden das, was auf unserem Boden gewachsen ist, mit mehr Verständnis sich zu eigen machen und ausbeuten, als Produkte fremden Geistes und fremder Verhältnisse.

Wohl wahr, sie sind oft in einem wenig anmäheligen Zustande, diese bemalten Truhen und Schränke und Bettstätten und Ruhbette. Neben fehlenden Leisten und dergleichen ist die Farbe teilweise verblüht oder weggefallen. Aber meistens ist Rettung möglich, Abb. 8 und 9. Leider verstehen viele Landmaler das sachgemäße Renovieren noch nicht, obwohl sich diese Technik ein einigermaßen künstlerischer Kopf leicht aneignen könnte. Das dürfte in einigen Jahren schon anders sein.

Sind solche Schmuckstücke einer in diesem Sinne wirklich guten alten Zeit wieder ans Licht gezogen, so werden sie eindringlich und befreiend wirken. Ihre nie geschmacklose Buntheit wird es den Kindern sowohl wie den Erwachsenen antun, wird sie zum Schauen, zum Genießen zwingen. Noch steht mir in lebhafter Erinnerung, wie auch Stadtkinder von dieser Art Verzierkunst begeistert wurden. Ich hatte mir auf meinen vielen Fahrten aufs Land eine schöne Anzahl solcher Motive skizziert und nachgebildet und auch eine Sammlung von Photographien angelegt. Als nun meine Neuntklässmädchen im vorigen Frühling im Zeichnungsunterricht ohne große Lust an Blumenornamenten herumforzten, legte ich ihnen diese meine Sachen vor. Und da erlebte ich eine Freude über die andere. Mit Eifer ging's ans Neuentwerfen, sie fragten, ob sie zu Hause weiterschaffen dürften, in einer Ausfallstunde baten sie mich, in der Klasse zu bleiben und ihnen beim Schmücken der Nähstachel fürs Welschland behilflich zu sein, und am Ende des Quartals verlangte der größte Teil von ihnen Farbmateriale, damit sie die unvollendete Arbeit auch in den Ferien fördern könnten. Wir gingen dann natürlich noch zu andern Techniken und Aufgaben über, als wir uns aber gegen Jahresende im sattam bekannten Abschlußstadium befanden, da griff bald dieses und bald jenes auf die Entwurfs des Sommers zurück und in der letzten Zeichnungsstunde ihrer Schulzeit beschäftigten sich wieder alle mit den gleichen Motiven, wie am Anfange des Jahres.

An diesem hübschen Erfolge war sicher nicht die Methode schuld, sondern da packte meine Mädchen ein Etwas, zu dem sie sich hingezogen fühlten, eine wahrhaft volkstümliche Kunst. Selbstredend sind wir auf unsern Ausflügen auch nicht achtlos durch die Dörfer gezogen. So haben diese Stadtkinder einen Weg gefunden zur Kultur der Landbevölkerung, ihr geistiger Horizont wurde nach dem gesunden Volkstum hin erweitert, in vielen ist die Liebe zum Bauerntum und zum Landleben erwacht und wo sie schon vorhanden war, vertiefte sie sich. Eine wertvolle Ergänzung war dann noch der Briefwechsel mit den Fankhauskindern im Trüberland. Es gilt wohl immer wieder, Stadt und Land sich näher zu bringen. Sieht der Bauer, daß seine Kulturgüter auch von den besser angezogenen Leuten geschätzt werden, so wird er sie ebenfalls eher wieder beachten. Ein Städter aber, der sich aufs Land gezogen fühlt, hat einen Schatz in der Brust, der ihn vor dem drohenden Untergang im Chaos der Stadt bewahren hilft.

Auch die Bauernmalerei war vom Zeitgeist stark beeinflusst, sicher mehr noch, als das andere gewerbliche Schaffen, denn die Ausdrucksmittel waren bei ihr mannigfaltiger und individueller. Das religiös-geistliche Leben stand im 17. Jahrhundert unter einer gleichmachenden kirchlichen Norm. So wurden auch die Truhen und Schränke zum großen Teil mit geometrischen Figuren verziert, Abb. 12. Da sich das Bauernleben damals, trotz des erstarrten Kirchentums, in allem kraftvoll und gesund äußerte, so sind diese Produkte doch oft von einem herben, vorbildlichen Ebenmaß. In Gebirgsgegenden, wo das Leinöl fehlte, behalf man sich auch mit Einlegearbeiten, ähnlich dem kunstvollen Intarsia der Städte. Als mit dem Einbruch des Pietismus das Gefühlsleben in unsern Landen sich um die Jahrhundertwende zu regen begann, da streute man schüchtern Blumen zwischen die geometrischen Figuren. Und dann, so um 1730 herum, begann ein Blühen ohne Ende. Zu vielen Dutzenden wurden die stilisierten Tulipas, Nelken, Rosetten und die Sternblumen über die Füllungen der Brauttruhen und Schränke

gestreut, Abb. 11. Es folgte jenes halbe Jahrhundert, da auch die Langnautöpfer ihre hervorragenden Werke schufen. Vor allem die Tulipa war in ihrer überaus dekorativen Art beliebt. Zehn-, zwanzigfach gelangen die Variationen oft am gleichen Gegenstand. Fast ebenso geschätzt war die Rosette.

Gleich wie die starren Figuren an den Möbeln des 17. Jahrhunderts in ein reiches organisches Leben aufgingen, so wurden übrigens auch die Fassaden der Speicher, welche ja stets mit besonderer Liebe betreut worden waren, ums Jahr 1700 herum bewegter und gegliederter. Aus den waagrechten Spruchbrettern des ersten Stockwerkes, Abb. 6, wuchsen die eleganten Arkadenbögen heraus, Abb. 7, und die Laubenbrüstungen erhielten Durchblicke, die heute so bekannten Ausschnitte.

Die bessern Bauernmalereien aus der Zeit von 1700 bis 1780 vermögen uns heute in dekorativer Hinsicht sehr viel zu bieten. An ihnen erkennen wir, was stilisieren heißt, was eine fein bewegte Linie ist, Abb. 14. Die Bemalung gewisser Schrank- und Truhenfüllungen von damals muß man als schlechtweg vollkommen heißen. Vor ihnen stehend kann es einem ergehen, wie jenem feinfühligem Emmentalerkünstler, der im Gedenken dieser Art Malerei zu seinem Vater sagte: „Du, Drätti, i weiß nid, wie das chunnt, aber allimal, wen i eso öppis gseh, so übernimmt mi e großi Wehmuet.“ Echte Volkskunst ist eben von stark befehltem Ausdruck.

Mit dem Eindringen des Spätrokoko und der übrigen geistigen Strömungen in unser Land hörte diese erdverwachsene Kunst auf. Wohl wurden auch in dieser Epoche von den Malern höchst reizvolle Sachen an Möbeln, Haus- und Stöcklifassaden geschaffen, aber sie hatten nicht mehr in dem Maße den Geruch bernischer Erde, wie vorher. Verhängnisvoll wurde es aber dann, als man sich bemühte, jedes dargestellte Pflänzchen in seiner natürlichen Form und Gestalt zu pinseln und also nicht mehr wagte, zu stilisieren. Da verlor sich das Gefühl für die gegebene Fläche. Ein schütteres Sträußchen wurde irgendwo hingeseht und obwohl es vielleicht recht raffiniert gemalt war, ging es doch mit dem Gegenstande, den es zieren sollte, keine Einheit ein. Und heute ist sie in noch viel kümmerlicherem Maße vorhanden, die Verzierkunst des Volkes, trotz Volksschule, trotz neunjährigem Zeichnungsunterricht an dieser Volksschule. Verziern möchte man auch heute noch, der Hang nach Schmuck ist da, aber die Leute haben den Boden unter den Füßen verloren, sie wissen nicht, an was sie sich halten sollen. So greifen sie zu dem, was ihnen eben in die Hände kommt. Der Landschaftsreiner klebt auf die Bauernmöbel Abziehbildchen, die er täschchenweise aus dem Warenhaus beziehen kann, und der Dorfmalers überzieht Kommoden und Schränke mit allen erdenklichen Maserierungen. Und beide hätten sicher die schönsten Vorbilder in erreichbarer Nähe. Aber ihnen fehlt das Auge, diese zu sehen.

In vielen Häusern befinden sich auch noch alte, handkolorierte Taufzettel mit oft ganz hübschen Blumenfränzchen. Warum solche Motive nicht zu anderweitigen Verzierungen verwenden lassen? Wo ist überhaupt im Bauernhaus nicht überall gute Anregung zu holen! Kopfleisten in alten Gebet- und Andachtsbüchern und Bibeln, handgeschriebene Haussegen, Hochzeitswünsche, alte Töpferwaren, Speicher- und Tennstormalereien, die gelegentlich unerschöpflich sind an volkstümlichen Motiven, sie alle müssen von uns zu Ehren gezogen werden. Dann brauchen auch die Arbeitslehrerinnen nicht mehr über die Erfindungsarmut ihrer Schülerinnen zu klagen, wenn diese selbst in Haus und Heim stets Anregungen vor Augen haben.

Die Freude am alten Volksgut wird uns durchs ganze Leben begleiten. Sie wird nicht vergehen, weil sie überall ihre Nahrung findet. Denn auch im ärmsten Tale, auf dem höchstgelegenen Berghofe hat der Mensch zu allen Zeiten seinem Drange zum Schönen auf seine Art Ausdruck verliehen, Abb. 13. Darum gilt es heute, allem Volke die Augen zu öffnen für sein schönes, altes Gut, daß dieses lebendig werde der Gegenwart und der Zukunft.